



LOTHAR BORNSCHEUER

"... und suche das Gründliche was als Capital Interessen tragen muß"  
Zur historischen Existenzgründung des "Dichtergenies" auf dem  
Buchmarkt an den Beispielen Klopstocks und Goethes

Vorblatt

#### **Publikation**

Erstpublikation in: Literatur und Leben. Anthropologische Aspekte in der Kultur der Moderne. Festschrift für Helmut Scheuer zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Günter Helmes u.a. Tübingen: G. Narr 2002, S. 39-53.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL:

<[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bornscheuer\\_dichtergenie.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bornscheuer_dichtergenie.pdf)>

Eingestellt: 03.01.2006

#### **Autor**

Lothar Bornscheuer

Verstorben. Früher: Gerhard-Mercator-Universität Duisburg

#### **Empfohlene Zitierweise**

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Lothar Bornscheuer: "... und suche das Gründliche was als Capital Interessen tragen muß". Zur historischen Existenzgründung des "Dichtergenies" auf dem Buchmarkt an den Beispielen Klopstocks und Goethes (03.01.2006). In:

Goethezeitportal. URL:

<[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bornscheuer\\_dichtergenie.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bornscheuer_dichtergenie.pdf)>

(Datum Ihres letzten Besuches)

LOTHAR BORNSCHEUER

Für Helmut Scheuer,  
den Sachverwalter des Konkreten

"... und suche das Gründliche was als Capital Interessen tragen muß"  
Zur historischen Existenzgründung des "Dichtergenies" auf dem  
Buchmarkt an den Beispielen Klopstocks und Goethes

## I

Goethes Leben fällt in die Zeit des tiefsten Wandels, den es in der deutschen Literaturentwicklung seit dem Mittelalter gegeben hat. Dieser Wandel setzt nicht erst mit dem Beginn von Goethes eigener Schaffenszeit in den frühen 1770er Jahren ein, den wir allzu bagatellisierend "Sturm und Drang" zu nennen pflegen und den Goethe selbst im Altersrückblick sehr viel zutreffender "jene deutsche literarische Revolution" genannt hat, "von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewusst und unbewusst, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten."<sup>1</sup> Tatsächlich bewirkte diese "deutsche literarische Revolution" nichts mehr als den Beginn der bedeutendsten Blütezeit der deutschen Literatur und vor allem den Durchbruch der deutschen Literatursprache auf europäisches Niveau.

Immerhin ging diesem qualitativen Entwicklungssprung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine Inkubationszeit von mehreren Jahrzehnten voraus, in der sich ein zwar weniger spektakulärer, aber viel tiefer reichender, epochemachender Systemwandel von den alteuropäisch-frühneuzeitlichen zu den modernen Bildungs- und Literaturprinzipien vollzog. Dieser Wandel betraf sämtliche Aspekte des literarischen Lebens: den Literaturcharakter, den Autor-Typus, den Leser-Typus und am Ende, seit den 1760er Jahren, auch die Strukturen des Buchmarkts.

Bis ans Ende des 17. Jahrhunderts war in Deutschland eine wesentliche Grundlage des alteuropäischen Bildungs- und Literatursystems weitgehend intakt geblieben, nämlich das Fundament der Rhetorik-Pädagogik. Auf deren Basis war die Masse der geschriebenen und gedruckten Literatur weitgehend zweck- und zielgerichtete Gebrauchsliteratur, sei es im Sinne anspruchsvoller religiöser, moralischer, didaktischer oder akademisch-fachlicher Belehrung, sei es in Gestalt situationsbezogener Auftrags- oder anderer Gelegenheitsliteratur zu allen besonderen Anlässen des Lebens vom privaten Trostgedicht bis hin zur öffentlichen Fürstenhuldigung, wobei sämtliche derartigen literarischen Aktivitäten für die meisten, in Amt und Würden stehenden, Autoren eine Freizeitbeschäftigung bedeuteten.

---

<sup>1</sup> *Dichtung und Wahrheit* III, 11. Hamburger Ausgabe 9, 3. Aufl. 1959, S.490.

Die ständischen Bindungen und beruflichen Sicherheiten der Autoren und die grundsätzliche soziale Wirkungsintention ihrer literarisch-dichterischen Ambitionen lösten sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts in relativ kurzer Zeit auf. Auch auf diese, sozial- und mentalitätsgeschichtlich bedingte, historische Geburts- und Existenzkrise eines ganz neuen Schriftsteller-Typus kommt Goethe in *Dichtung und Wahrheit* zu sprechen:

Die deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für einen Mann standen, genossen in der bürgerlichen Welt nicht der mindesten Vorteile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Ansehn [...] und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren sein sollte. Ein armer Erdensohn, im Gefühl von Geist und Fähigkeiten, mußte sich kümmerlich ins Leben hineinschleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfnis gedrängt, vergeuden. [...] Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen.<sup>2</sup>

Idealtypisch wird hier der historische Transformationsprozess vom sozialständisch integrierten zum *freien Schriftsteller* skizziert. Ob es sich bei diesem um einen kritischen Aufklärer oder um einen empfindsamen Poeten handelte, - in jedem Fall kennzeichnen den neuen Autortypus sowohl ein emphatisches Selbstbewusstsein, das sich aller Auftrags- und Gelegenheitschriftstellerei überlegen fühlt und sich die freie Entscheidung über die eigene schriftstellerische Produktion vorbehalten möchte, wie auch die zumeist trügerische Hoffnung, seine schriftstellerische Begabung zum Beruf machen und nicht nur *für* seine, sondern auch *von* seiner Literatur leben zu können. Dabei konnte im Prinzip nur noch auf den Buchmarkt und nicht mehr auf ein fürstliches oder adliges Mäzenatentum spekuliert werden, da sich diese Klientel aufs Ganze gesehen kaum noch für die Aufklärungsliteratur und die wenig weltläufige deutschsprachige Belletristik interessierte. Allerdings war die existenzielle Absicherung über den Buchmarkt nicht weniger prekär, insofern zumindest bei schöner Literatur und für unbekannt junge Autoren Honorarzählungen noch ganz unüblich waren.<sup>3</sup>

Klopstock war nun in der Tat der Erste, der unter großer Aufmerksamkeit der literarischen Öffentlichkeit in doppelter Hinsicht ein Beispiel setzte. Aus einem sakral überhöhten Sendungsbewusstsein heraus fasste der noch nicht Zwanzigjährige den kühnen Plan, das Muster einer empfindungsstarken, erhabenen, "heiligen Poesie" in deutscher Sprache zu schaffen, in dem klassischen antiken Versmaß des Hexameters, in der repräsentativsten Gattungsform, der des Heldenepos, und mit dem würdigsten Thema: der Held sollte Christus selber sein. Erstaunli-

---

<sup>2</sup> *Dichtung und Wahrheit* II, 10 (a.a.O.), S. 397f.

<sup>3</sup> Ungern-Sternberg, Wolfgang von: Chr. M. Wieland und das Verlagswesen seiner Zeit. Studien zur Entstehung des freien Schriftstellertums in Deutschland. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens. Bd. XIV, 1974, Sp. 1211 - 1534, hier Sp. 1235.

cherweise hatte der junge Autor dann auch die poetische Begabung und Energie, seine Entscheidung genauso genialisch zu realisieren, wie sie intendiert gewesen war, nämlich in einer semantisch und syntaktisch völlig neuartigen enthusiastischen Literatursprache, von der nicht nur die akademisch gebildeten Leser und Zuhörer begeistert waren, sondern auch Menschen, die bis dahin wenig mit Literatur zu tun gehabt hatten. Wissen wir doch etwa aus den Lebenserinnerungen des Musikers und Dichters Christian Friedrich Daniel Schubart, dass er zeitweise als wandernder Organist und Rhapsode von Klopstocks *Versepos Messias* seinen Lebensunterhalt verdiente.<sup>4</sup>

Wie schon angedeutet erregte Klopstock aber nicht nur als selbststilisiertes "Genie" und Erfinder eines neuartigen emphatischen Poesie-Ideals Aufsehen,<sup>5</sup> sondern auch deswegen, weil er das Dichten von Anfang an zu seinem Lebensinhalt und Hauptberuf erklärte und dafür eine zeituntypische professionelle Geschäftstüchtigkeit entwickelte.

Nachdem ihm der Originaldruck der ersten drei Gesänge des *Messias* in den *Neue[n] Beiträge[n] zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes* 1749 nur mit einem geringen Zeitschriftenhonorar belohnt worden war und danach den zeitgenössischen Usancen gemäß ohne jede weitere Zustimmung und finanzielle Beteiligung des Autors mehrere Nachdrucke auf dem Markt erschienen waren, gelang es Klopstock 1754, mit einem der beiden unautorisierten Nachdrucker (Hemmerde)<sup>6</sup> nüchtern und pragmatisch einen für damalige Verhältnisse ungewöhnlich gut dotierten Honorarvertrag auszuhandeln, und zwar für den weiteren Nachdruck der schon erschienenen und für den Neudruck der beiden nächsten Gesänge. Seine Bogen-Honorare für den *Messias* vermochte Klopstock von 3 Reichsthalern im Jahr 1749 "auf die einsame Höhe von 12 Reichsthalern" im Jahr 1773 hochzuschrauben",<sup>7</sup> womit er auf einen Schlag neben dem längst etablierten Wieland "an der Spitze der schriftstellerischen Einkommensskala" stand.<sup>8</sup> Gegenüber seinen Verlegern erwies er sich als ein "zäher, auf kleinste Vorteile bedachter Verhandlungspartner, der auch den juristischen und editorischen Aspekten bei der Verlagsübernahme seiner Werke volle Aufmerksamkeit widmete", nicht zuletzt auch im Blick auf korrekten Druck und typographische Gestaltung.<sup>9</sup>

Zu seinem Dichter-Ruhm und seinem merkantilen Realismus gesellte sich dann doch noch das traditionelle Glück in Gestalt eines fürstlichen Mäzenatentums. Seit 1750 kam nämlich der erst Sechszwanzigjährige in den Genuss einer beachtlichen Jahres-Pension von 400 Reichsthalern aus der Schatulle des dänischen

---

4 Vgl. Friedrich Gottlieb Klopstock: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. v. Karl August Schleiden. Darmstadt 1962. Nachwort von Friedrich Georg Jünger S. S. 1335 - 1369, hier S. 1338.

5 Vgl. Friedrich Gottlieb Klopstock: *Von der heiligen Poesie*. In ders.: *Ausgewählte Werke* (wie Anm. 4), S. 997 - 1009, hier S. 1000.

6 Ungern-Sternberg (wie Anm. 3), ebd.

7 Ungern-Sternberg (wie Anm.3), Sp. 1253.

8 Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*. München 1991, S. 146.

9 Ungern-Sternberg (wie Anm. 3), Sp. 1253.

Königs Friedrich V. zur Sicherung seines Lebensunterhalts während der Arbeit am *Messias*, unter der einzigen Bedingung, dass sich Klopstock bis zur Vollendung dieses Werkes in Kopenhagen niederlasse. 400 Reichsthaler des 18. Jahrhunderts entsprechen etwa einem Betrag von 20.000 DM in den 1990er Jahren, wenn man aufgrund eines Kaufkraftvergleichs den Umrechnungsfaktor 1 Rth. = 50,00 DM ansetzt.<sup>10</sup>

Einzigartig generös war es, dass der dänische Hof Klopstock diese Rente auch nach der Vollendung des *Messias* weiter zukommen ließ, und zwar lebenslänglich (und Klopstock lebte lange: er starb 1803 im Alter von 81 Jahren); die Rente wurde sogar noch mehrmals erhöht, bis sie das Doppelte des Anfangsbetrags ausmachte, - und dies alles, obwohl Klopstock nach Vollendung des *Messias* 1774 von Kopenhagen direkt nach Karlsruhe übersiedelte in die Nähe seines zweiten fürstlichen Mäzens, des badischen Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach, der ihm seitdem - ebenfalls lebenslänglich - eine Jahresrente von 550 Rth. aussetzte. Schon zu diesem Zeitpunkt machten also allein die beiden fürstlichen Versorgungszahlungen jährlich zusammen mindestens 1000 Rth. aus. Zum gleichen Zeitpunkt betrug das Anfangsgehalt Goethes als Weimarer Minister nur etwa 200 Rth. mehr.

Aller guten Dinge sind drei. Auch ein Schweizer Unternehmer (der Züricher Kaufmann Hartmann Rahn) gesellte sich noch in den Kreis der Klopstock-Mäzene und übertrug ihm für eine formelle Beraterfunktion die 50%ige Beteiligung an einer Schweizer Textilfirma. Damit war das Fassungsvermögen der Klopstock-Freunde, die ihn als einen "heiligen Dichter" verehrten, überfordert. Sein unbefangener Umgang mit dem großen Geld sprengte alle gewohnten Maßstäbe: "Ein Poet und ein Fabrikant in einer Person", so entrüstete sich Klopstocks älterer Freund und Förderer, der angesehene Schweizer Dichtungstheoretiker und Literaturkritiker Johann Jakob Bodmer, obwohl er selbst neben seinen Bezügen als Gymnasialprofessor auch noch Einkünfte aus einer eigenen Verlagsbuchhandlung besaß.<sup>11</sup>

Im Falle Klopstocks stand also offenkundig nicht das berechtigte Interesse an der ökonomischen Existenzsicherung eines Literaten als solches zur Diskussion, wohl aber die Frage: wieviel Geldsinn und Geschäftsgeist eines "Dichtergenies" würdig

---

<sup>10</sup> Vgl. Wittmann (wie Anm. 8) S. 164. Das Existenzminimum für eine Familie von fünf Personen lag in der Mitte des 18. Jahrhunderts bei etwa 150 Rth. jährlich. Der jährliche Durchschnittsverdienst von Gymnasialrektoren und Landpfarrern betrug maximal das Doppelte, also ca. 300 Rth., der von Stadtpfarrern und höheren akademischen Staatsbediensteten lag deutlich oberhalb von 400 Rth. (Vgl. dazu Bosse, Heinrich: Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit. Paderborn usw. 1981, S. 69.) Die dänische Jahrespension von 400 Rth. bedeutete also einen handfesten Beitrag zur Existenzsicherung des jungen Autors Klopstock.

<sup>11</sup> Pape, Helmut: Friedrich Gottlieb Klopstock. In: Corino, Karl (Hrsg.): Genie und Geld. Vom Auskommen deutscher Schriftsteller. Nördlingen 1987, S. 72 - 86, hier S. 77.

sei. Bewunderung und neidvolle Missbilligung lagen bei den Zeitgenossen eng beieinander.

Für den *Messias* hatte Klopstock von dem Verleger Hemmerde während der mehr als zwanzigjährigen Arbeit an diesem Werk insgesamt lediglich 600 Rth. erhalten (= ca. 30.000 DM). Eine zusätzliche weitere Subskriptionsausgabe durch Hemmerde nach Fertigstellung des *Messias* brachte Klopstock im Jahre 1780 den sehr viel höheren Betrag von 3322 Rth. ein (= ca. 166.000 DM). Auch die Subskriptionseinnahmen im Jahr 1774 für die Prosaschrift *Die Deutsche Gelehrten-Republik*, den utopischen Entwurf eines deutschen Gelehrtenstaates, waren mit 2025 Rth. (= ca. 100.000 DM) eine erhebliche Summe. Zusammengenommen hat Klopstock allein an diesen seinen beiden größten Publikationen insgesamt 5347 Rth. (= ca. 267.000 DM) verdient.

Dennoch bleiben Klopstocks Gesamteinkünfte über den Buchmarkt deutlich unter der Größenordnung der Summe der beiden regelmäßigen fürstlichen Pensionszahlungen. Insofern kann man selbst Klopstock noch nicht in dem Sinne einen *freien Schriftsteller* nennen, dass er im Wesentlichen oder gar ausschließlich von seinen literarischen Publikationen gelebt hätte. Und mit großer Wahrscheinlichkeit gilt dies für alle deutschen Autoren des 18.Jh.s. Selbst der in seinem letzten Lebensdrittel höchstbezahlte deutsche Buchautor Goethe hätte als *Mann von fünfzig Jahren*, um 1800, seinen Lebensunterhalt noch keineswegs allein von seinen Buchmarkt-Einkünften bestreiten können. Fast alle heutzutage oftmals so genannten "freien Schriftsteller" kamen zu irgendeinem Zeitpunkt in den Genuss anderweitiger finanzieller oder sonstiger Versorgungsquellen, sei es ein Vermögen aus Erbschaft oder durch Heirat, seien es einmalige, sporadische oder regelmäßige mäzenatische Gratifikationen oder seien es zeitweilige oder dauerhafte Gehalts-einkünfte aus Ämtern oder anderen Dienstleistungen wie etwa Hauslehrertätigkeit oder Prinzenerziehung.

Was die *innere* Akzeptanz der merkantilen Interessen auf Seiten der Autoren wie auch des Publikums betrifft, so hatte es vor der Erfindung des "Dichtergenies" noch nicht die geringsten Skrupel gegeben, Dichtung ebenso wie alle andere, zweckorientierte Literatur als "eine Art Waaren öffentlich zur Schau und zu feilem Kauffe auszulegen", wie es einmal bei dem Hamburger Privatlehrer und poeta minor Christoph Gottlieb Wend heißt, der 1729 eine modische Gedichtsammlung unter dem Titel: "Poetische Waaren, zu Marckte gebracht von Selimantes. Erste Ladung, Hamburg 1729" herausgegeben hatte.<sup>12</sup>

Dieser Tradition scheint Klopstock noch in einem gewissen Maße nahezustehen, wenn er keinerlei Berührungsangst kannte zwischen seinen merkantilen Interessen und dem von ihm selbst neu kreierten "heiligen" Poesie- und Poeten-Typus. Klopstocks inneres Selbstverständnis, das so viele seiner enthusiastischen Verehrer irritierte, dass er sich nämlich seine Publizität "von den Verlegern mit klingender

---

<sup>12</sup> Wittmann (wie Anm. 8), S. 103.

Münze bezahlen [ließ], und zwar mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er immer noch als 'heiliger' Dichter akzeptiert zu werden beanspruchte", dürfte Helmut Pape zutreffend diagnostiziert haben:

"Ähnlich wie im Falle der Entgegennahme staatlicher Versorgungen, sieht er in den Honorarleistungen der Verleger eine Art Anerkennung in des Wortes primärer Bedeutung, eben ein 'honorarium', ein[e] 'Verehrung' für im Grunde unbezahlbare Dienste, die der literarische Markt, der Leser und damit die Öffentlichkeit ihm schuldet. - Nur unter diesen Voraussetzungen ist, für viele Zeitgenossen ungreiflich, jene 'Skrupellosigkeit' zu verstehen, mit der Klopstock hohe und höchste Honorare forderte und auch erhielt."<sup>13</sup>

## II

Das sich hier abzeichnende neue Legitimationsmodell tritt im Fall Goethe noch sehr viel transparenter zu Tage. Von einem bestimmten Lebensaugenblick an hat Goethe den von Klopstock erstmals vorgelebten neuartigen ästhetischen *und* ökonomischen Autonomieanspruch für sich selbst noch entschieden gesteigert und auch praktisch realisiert. Dennoch bleibt auch und gerade in seiner mit einzigartiger Selbstreflexion und von einem stupenden Bildungswillen selbst gesteuerten Poetenvita das Spannungsverhältnis zwischen dem nicht rationalisierbaren genieästhetischen Dichtungs- und Selbstverständnis auf der einen Seite und der marktwirtschaftlichen Kalkulierbarkeit der eigenen literarischen Werke als "poetischen Waren" auf der anderen Seite stets virulent und geradezu traumatisch lebendig.

Für die auf den ersten Blick paradox erscheinende Erwartung eines 'Honorars für im Grunde unbezahlbare Dienste' hat Goethe ein persönliches Legitimationsmodell entwickelt,<sup>14</sup> nachdem er ähnlich wie Klopstock die ersten ökonomischen Misserfolge als Autor auf dem Buchmarkt erlebt hatte und nachdem er sich während des ersten Weimarer Jahrzehnts zum Verzicht auf jede neue Werk-Publikation gezwungen hatte.

Wie sich Goethe schon während des ersten Weimarer Jahrzehnts mit dem Entwurf seiner Tasso-Figur gegen den Status eines Hofpoeten verwahrte, dem man am Fürstenhof sogar das Besitzrecht an seinem eigenen Manuskript streitig zu machen sucht, so schützte er sich persönlich mit seinem selbstaufgelegten Produktions- und Publikationsverzicht vor allem vor dem Verdacht, sein Weimarer Ministeramt könnte eine indirekte Entlohnung für Hofpoeten-Dienste bedeuten. Statt

---

<sup>13</sup> Pape (wie Anm. 1), S. 79f.

<sup>14</sup> Nur am Rande sei angemerkt, dass man dieses Gesamtproblem auch unter dem Aspekt erörtern könnte, dass die Erwartung eines 'Honorars für im Grunde unbezahlbare Dienste' nicht mehr der ökonomischen Logik des "Warentauschs" folgt, sondern der ökonomischen Logik des "Gabentauschs". Das zu explizieren ist hier allerdings nicht der Ort.

als Originaldichter erwies sich Goethe während seines ersten Weimarer Jahrzehnts als ein höchst beschäftigter und seine vielfältigen Amtsgeschäfte ernstnehmender politischer Verwaltungsbeamter. Um so mehr musste er darüber erbost sein, dass sich während dieses Jahrzehnts diverse Nachdrucker seiner früher veröffentlichten Werke bemächtigt hatten und diese nicht nur in unautorisierten Einzeldrucken, sondern auch schon in zehn Sammelausgaben herausgebracht hatten,<sup>15</sup> in denen sich noch dazu Partien aus einigen privat vorgetragenen Werkentwürfen befanden, "wovon ich Freunden manchmal eine Kopie mitteilte".<sup>16</sup>

Diese Situation beendete Goethe im Jahr 1786 mit einer wohlvorbereiteten dreifachen Entscheidung. Zum einen entschloss er sich zur ersten *eigenen* Sammelausgabe im Umfang von acht Bänden, obwohl er dem Verleger Göschen zu diesem Zeitpunkt lediglich vier Bände mit schon früher publizierten, partiell überarbeiteten Werken zukommen lassen konnte und selbst noch nicht genau wusste, was er in den zweiten vier Bänden unterbringen würde, wobei er in einer selbstverfassten Annonce mit Bestimmtheit nur zusichern konnte, dass die für die Bände 5 – 8 vorgesehenen *neuen* Werke "wo nicht sämmtlich, doch zum Theil vollendet" seien. Göschen hat diese wenig professionelle Ankündigung von unvollendeten Schriften schon frühzeitig und, wie sich herausstellen sollte, mit Recht für ein erhebliches Verkaufshindernis gehalten. Goethe selbst interessierten allerdings hier wie auch später die tatsächlichen Absatzzahlen seiner Publikationen wenig.

In hartem Kontrast zu der Tatsache, dass Goethe dem Verleger zur Hälfte nur Bekanntes und zur Hälfte nur die Katze im Sack anbieten konnte, steht seine zweite Entscheidung: nämlich die außerordentlich hohe und unnachgiebige Honorarforderung von 2000 Rth. (entsprechend 100.000 DM), die der erfahrene Berliner Verleger Unger schon zu Anfang des Jahres 1786 schlicht abgelehnt hatte und die der junge Leipziger Verleger Göschen schweren Herzens akzeptierte, um mit Goethe allererst ins Geschäft zu kommen. Diese Summe dürfte zum damaligen Zeitpunkt etwa ein Jahresgehalt Goethes ausgemacht haben. Wie überhöht sie war, lässt sich daran ermessen, dass Goethe zwanzig Jahre später für seine erste *Gesamtausgabe* im Umfang von 13 Bänden von Cotta 'lediglich' 2500 Rth. erhielt.

Goethe selbst unterzeichnete den Honorarvertrag mit Göschen am letzten Tag vor seiner Abreise aus Karlsbad,<sup>17</sup> ohne ein letztes Treffen mit seinem Verleger abzuwarten, so dass es für diesen keinerlei Möglichkeit mehr zu weiteren Verhandlungen gab. Mit seinem ultimativen, distanzierten und auch in der Folgezeit zuweilen brüskierenden Verhalten gegenüber Göschen und anderen von dessen Berufskollegen hatte Goethe die zeittypische Hierarchie zwischen Verleger und Au-

---

<sup>15</sup> Vgl. Bohn, Volker: Johann Wolfgang von Goethe. In: Karl Corino (Hrsg.): Genie und Geld. Vom Auskommen deutscher Schriftsteller. Nördlingen 1987, S. 140 - 150, hier S. 145.

<sup>16</sup> Offener, fingierter Brief Goethes an den Unternehmer Bertuch und den Verleger Göschen. Goethe: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, Hrsg. v. Ernst Beutler. Artemis-Verlag, 1948ff. Bd. 14: Schriften zur Literatur. Zürich / Stuttgart 1950, S. 171f.

<sup>17</sup> Unseld, Siegfried: Goethe und seine Verleger. Frankfurt a. M. / Leipzig 1991. 2. revid. Aufl. 1993, S. 112.

tor diametral verkehrt und sich auf den Spuren Klopstocks als ein poetisch und ökonomisch gleichermaßen selbstbewusster Autor präsentiert.

Mit dem ebenso unabgeholtenen wie entschlossenen Angebot einer noch unvollendeten Werksammlung und mit der dennoch hohen pauschalen Honorarforderung hängt die dritte und seine Umgebung am meisten frappierende Entscheidung aufs engste zusammen, nämlich die zum sofortigen Aufbruch nach Italien. Nur dort, in der Gegenwart der Antike, erhoffte sich Goethe eine Befriedigung seines vitalen Bildungsdrangs, eine Regeneration seiner künstlerischen Produktivität und damit nicht zuletzt eine erfolgreiche Einlösung des ihn selbst zutiefst verpflichtenden Verlagsvertrages.

Goethe hatte damit offenkundig jenes privatistische genieästhetische Selbstverständnis der 1770er Jahre überwunden, von dem er in *Dichtung und Wahrheit* schreibt: damals habe er es geradezu "abscheulich" gefunden, seine Poesien "gegen Geld umzutauschen", denn er habe sie ausschließlich den Zufallseingebungen seines dichterischen Natur-Talents zu verdanken gehabt und am liebsten nur in privaten Kreisen vorgelesen.

"Sehr angenehm war mir zu denken, dass ich für wirkliche Dienste von den Menschen auch reellen Lohn fordern; jene liebliche Naturgabe [des "dichterischen Talents"] dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuspenden fortfahren dürfte."<sup>18</sup>

Von buchmarktwissenschaftlicher Seite aus hat man erwogen, ob diese Selbstdarstellung Goethes nicht in einem allzu krassen Widerspruch stehe zu seinem tatsächlichen und später so erfolgreichen merkantilen Durchsetzungswillen.<sup>19</sup> Es bleiben hier jedoch die Umstände zu berücksichtigen. Goethes Rückblick in *Dichtung und Wahrheit* dürfte eine durchaus angemessene Reflexion auf die eigene problematische Existenz während des ersten Weimarer Jahrzehnts darstellen, als der für sein Hofamt "reell" honorierte Minister seine wenigen neuen Dichtungsentwürfe nur privat vorzutragen pflegte und gelegentlich, wie schon erwähnt, in der Tat auch ganz "uneigennützig" im Freundeskreis verteilte, ohne ans Publizieren zu denken.

Dass sich Goethe 1786 mit der Ankündigung einer Sammelausgabe von teils bekannten, teils fragmentarischen neuen Werken und Schriften beim Publikum zunächst einmal nicht als ein poetisches Originalgenie zurückmelden konnte, dessen war er sich zweifellos selbst bewusst, und Emil Staiger hat dazu salopp bemerkt: "[Es] muß ihm übel zumute gewesen sein, als er in allen Fächern seine Sieben-

---

<sup>18</sup> *Dichtung und Wahrheit* IV, 16. Hamburger Ausgabe 10, S. 81f. Dass er sich zwischenzeitlich tatsächlich von dem Genie-Kult der eigenen Sturm und Drang-Phase und seiner Generationsgenossen gelöst hatte, nachdem er sich dadurch "fast mehr gehindert" gefühlt hatte, "mich zu entwickeln und zu äußern", finden wir ebenfalls in *Dichtung und Wahrheit* notiert. (a.a.O., S. 160f.)

<sup>19</sup> Tietzel, Manfred: Goethes Strategien bei der wirtschaftlichen Verwertung seiner Werke. In: Buchhandelsgeschichte. Aufsätze, Rezensionen und Berichte zur Geschichte des Buchwesens. Hrsg. v. d. Histor. Komm. des Börsenvereins 1999/1, S. B2 - B18, hier S. B2.

sachen zusammensuchte und seinen Schriften einverleibte".<sup>20</sup> Diese Einschätzung passt zu dem gequälten Bild, das Lavater, der Meister der physiognomischen Diagnose, in Karlsbad kurz vor Goethes Abreise von seinem alten Freund gezeichnet hat: "Ich fand Goethe älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer."<sup>21</sup> Goethe befand sich also offenkundig in einem höchst angespannten Zustand von Krise und emanzipatorischem Durchbruchswillen.

Dennoch kann man kaum sagen, dass sich mit seiner Entscheidung zur ersten eigenen Sammelausgabe und mit dem anspruchsvollen Honorarvertrag mit Göschen sein Verhältnis zum Buchmarkt in dem Sinne entspannt hätte, dass er sich nach mehr als zehnjährigem öffentlichem Schweigen entweder hätte sicher sein können, seinen Ruf als berühmtestes deutsches "Dichtergenie" restituieren zu können, oder dass er sich künftig ganz pragmatisch als Lieferant marktwirtschaftlich gewinnbringender "poetischer Waren" hätte betrachten können oder auch nur wollen, so dass er fortan auch in dieser Hinsicht für "wirkliche Dienste" "von den Menschen auch realen Lohn" hätte fordern können. Des Ausdrucks "poetische Waren" hat sich Goethe bezeichnenderweise nur selten bedient und wenn, dann in abfälligem Sinn.<sup>22</sup> Trotz seiner bekannten späteren Synopse von merkantilem "Weltverkehr" und weltliterarischem "Warenhandel", ein seit dem *West-Östlichen Divan* lebendiges Vorstellungsmodell, blieb für Goethe die Grenze zwischen "Dichten" und "Markten" im engeren Sinne, also im Sinne der Transformation von Dichtung in einen quantifizierbaren Warenwert, stets ein Tabu.<sup>23</sup>

---

<sup>20</sup> Staiger, Emil: Goethe. (3 Bände). Zürich / Freiburg i. Br. 1952. (2. unver. Aufl. 1957). Hier Bd.1 1749 - 1786, S. 526f.

<sup>21</sup> Lavater an Spalding im August 1786, Zitiert nach: Bode, Wilhelm (Hrsg.): Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Bd.I 1749 - 1793. Berlin / Weimar 1979, Nr. 525, S. 320.

<sup>22</sup> Vgl. Lauer, Enrik: Literarischer Monetarismus. Studien zur Homologie von Sinn und Geld bei Goethe, Goux, Sohn-Rethel, Simmel und Luhmann (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft 2). St. Ingbert 1994, S. 221, A. 34.

<sup>23</sup> Vgl. Goethe: Einleitung zu Thomas Carlyle, Leben Schillers [1829]. Weimarer Ausgabe I, 42,1 S. 187: "Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede [...] und anstatt dass man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden. Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen und aus ihr baldmöglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen." - Vgl. schon in den *Noten und Abhandlungen zum West-Östlichen Divan* [1816/18]: "Damit aber alles, was der Reisende zurückbringt, den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmannes, der seine Waren gefällig auslegt und sie auf mancherlei Weise angenehm zu machen sucht; ankündigende, beschreibende, ja lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen." (Hamburger Ausgabe Bd. 2, S. 127.) - Es bleibt zu beachten, dass hier die Rede vom literarischen Waren-Handel sehr genau auf das "gefällige" Angebot beschränkt wird, das man einem Dichter in der Rolle eines "Handelsmanns" "nicht verargen" könne, womit implizit alles andere, was 'Ärger' machen könnte, ausgeschlossen wird, und dies ist offenbar nichts anderes als der eigentliche merkantile nervus rerum: nämlich der kritische Vergleich der Waren sowie das Aushandeln von Wert und Preis, im gegebenen Falle etwa bezogen auf einen Qualitätsvergleich zwischen "Westlichem" und "Östlichem". Diese scheinbar geringe, für Goethe jedoch offenkundig sehr wesentliche Differenz zwischen einem gefällig-unverbindlichem Angebot auf der einen Seite und einem ernsthaften "Markten" im Sinne eines kritischen warenökonomischen Disputierens und *Handelns* wird beispielhaft in der Marktszene im Rahmen der Mummenschanz (Faust. II. Teil, 3. Szene) thematisiert, indem das "Mark-

Es scheint, als habe Goethe erst aus seiner wagemutigen und voluntaristischen Lebensentscheidung im Jahre 1786 heraus in der Folgezeit ein einigermaßen konsistentes - und bis heute ganz allgemein aktuelles - legitimatorisches Werk- und Selbstverständnis gewonnen, das es ihm ermöglichte, dem *an sich* "Incommensurablen" jeglicher Poesie dennoch einen einigermaßen kalkulablen Horizont für Wert und Bedeutung aufzubauen.

### III

In diese Richtung weist die oft zitierte Charakterisierung Goethes, die Schiller im Jahre 1802 dem Verleger Cotta gegenüber abgegeben hatte:

Es ist, um es geradeheraus zu sagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich selbst *hoch* taxiert, und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt.<sup>24</sup>

Schiller wollte Goethe mit diesem Brief keineswegs kompromittieren, sondern ganz im Gegenteil den Geschäftskontakt zwischen ihm und Cotta allererst herstellen, aber eben deswegen auch dem Verleger gegenüber fair und realistisch bleiben und auf Goethes besonders ausgeprägtes auktoriales Selbstbewusstsein aufmerksam machen. Der Sache nach bestätigt Schiller aus dem Blickwinkel eines Verleger-Beraters nur, was Goethe selbst als den epochemachenden emanzipatorischen Fortschritt im Autor-Bewusstsein seit Klopstock in dem schon eingangs zitierten einschlägigen Diktum aus *Dichtung und Wahrheit* herausgestellt hat: "Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde."

Offenkundig hat sich Goethe im Jahr 1786 mit seiner dreifachen Entscheidung ganz persönlich zu einem solchen emanzipatorischen Akt entschlossen. Nicht nur um den Bann seines frustrierenden Produktionsverzichts während des ersten Weimarer Jahrzehnts zu brechen und die noch ausstehenden Bände 5 – 6 der Sammelausgabe mit neuem dichterischen Gehalt zu füllen, sondern auch, um in der lebendigen Gegenwart der Antike überhaupt 'wieder *leben* zu lernen', suchte Goethe mit aller Willenskraft seine Wiedergeburt als Mensch, als autonomes Individuum und als Dichter. "Mir ists wie einem Kinde, das erst wieder leben lernen muß", heißt es im italienischen *Reise-Tagebuch* für Frau von Stein acht Tage nach dem Auf-

---

ten" ausdrücklich ausgeschlossen und das "Feilschen" lediglich als ein unverbindlich-heiteres, epigrammatisch-geistreiches Gesprächsspiel zugelassen wird: "Feilschet nun am heitern Orte, / Doch kein Markten finde statt! / Und mit sinnig kurzem Worte / Wisse jeder, was er hat." (v.5114 ff.)

<sup>24</sup> Schiller an Cotta am 18.05.1802. Dazu Tietzel (wie Anm. 19), S. B 7: Goethe habe es ausgezeichnet verstanden, seine ganze persönliche "Reputation bei der Vermarktung seiner Werke in die Waagschale zu werfen".

bruch von Karlsbad,<sup>25</sup> und gegen Ende des Italien-Aufenthaltes vermochte Goethe seinem Herzog das Gelingen dieser seiner Wiedergeburt selbstbewusst zu bestätigen (17. März 1788):

Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? - Als Künstler!<sup>26</sup>

- womit sich Goethe zweifellos auch davor zu salvieren suchte, nach seiner Rückkehr erneut voll und ganz durch Ministerpflichten gefesselt zu werden. Um so mehr musste ihm an einer autonomen finanziellen Existenzsicherung als "Künstler" gelegen sein. In dieser Hinsicht bedeutete zweifellos schon die hohe Honorarforderung gegenüber Göschen auch eine Option zur ganz pragmatischen Mitfinanzierung des Italiaufenthaltes, darüber hinaus aber vor allem ein in die Wiedergeburt der eigenen dichterischen Produktivität und Autor-Reputation langfristig zu investierendes Kapital. Sehr pedantisch ließ Goethe denn auch von Italien aus alle neuen Manuskripte durch seinen Sekretär Seidel jeweils nur gegen partielle Teilzahlungen aus dem Gesamthonorar an Göschen aushändigen.

Offenbar ist sich Goethe erst seit dem Aufbruch nach und während des Aufenthaltes in Italien des konkreten Zusammenhangs zwischen den Investitionskosten für seinen menschlichen und auktorialen Bildungsprozess auf der einen Seite und der Erwartung, dass sein Bildungsreichtum nicht nur poetisch, sondern auch ökonomisch 'zu Buche schlagen' werde und müsse, immer mehr bewusst geworden und es scheint, als habe er seine Bildung zum Autor erst seit dieser Zeit besonders gern in monetaristischer Metaphorik zum Ausdruck gebracht.

Eine dieser Metaphern ist die der Schatzbildung im Sinne der vorkapitalistischen Thesaurierung. Dieser Metapher bedient sich Goethe einmal während der Arbeit am *West-Östlichen Divan*, als er seinem Freund Knebel für einige kleinere literarische Fundstücke aus dem Orient mit den Worten dankt:

Meine Schatzkammer füllt sich täglich mehr mit Reichthümern aus Osten; wie ich sie ordnen und aufstutzen kann, muß die Zeit lehren.<sup>27</sup>

Von ganz anderem Zuschnitt ist das monetäre Bild, mit dem Goethe während der letzten Überarbeitung des *Faust* auf seine fünfzigjährige Beschäftigung mit diesem Stoff zurückblickt:

Es geht mir damit wie einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber- und Kupfergeld hat, das er während dem Lauf seines Lebens

---

<sup>25</sup> Vgl. Heimböckel, Dieter: Von Karlsbad nach Rom. Goethes 'Reise-Tagebuch' für Frau von Stein und die 'Italienische Reise' bis zum ersten römischen Aufenthalt. Bielefeld 1999, S. 79.

<sup>26</sup> Brief an den Herzog vom 17. März 1788. Hinweis bei Heimböckel (wie Anm. 25), S. 73.

<sup>27</sup> An Knebel am 8. 2. 1815, Weimarer Ausgabe IV, 25, S. 190. Vgl. Lauer (wie Anm. 22), S. 227.

immer bedeutender einwechselt, so dass er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht.<sup>28</sup>

Das 'immer bedeutendere Einwechseln' von silbernem und kupfernem Kleingeld in das Großgeld von Goldstücken gibt nur Sinn, wenn man das wertschöpfende Prinzip vom zinsbringenden Kapital impliziert, dessen sich Goethe seit dem Italien-Aufenthalt besonders gern als einer monetaristischen Poesie-Metapher bedient, vermutlich erstmals und nicht zufällig in dem Begleitbrief vom 13. Januar 1787 an seinen Sekretär zur Neufassung der *Iphigenie*. Goethe schreibt darin von seinen immer neuen Erkundungen Roms:

Ich habe mich fast durch Rom durchgesehn, und bin an der Wiederholung, schon fängt das Gesehene an sich zu ordnen und das unendlich scheinende schließt sich in Gränzen. Indeß bleibt doch das Feld zu groß als dass man es durch solche Streifereyen recht sollte kennen lernen, es gehören Jahre es gehören Leben dazu.

Ich verfolge meinen alten Plan und suche das Gründliche was als Capital Interessen tragen muß und gewinne soviel, dass ich mein übriges Leben davon zehren kann.<sup>29</sup>

"Das Gründliche was als Capital Interessen [= Zinsen] tragen muß", war Goethes intensives Antike-Studium. Der überarbeitete *Iphigenie*-Text war einer der ersten auktorialen *Zinserträge* dieses Bildungs-"Capitals", und zwar im doppelten Sinne: sowohl im Sinne eines geistig-poetischen Zugewinns als auch im Sinne der dringend erwarteten weiteren Teilzahlung des Verlegers auf das Gesamthonorar. Auch in dem hier zitierten Brief vergaß Goethe nicht das mahnende Stichwort: "Gö-schen bezahlt".

Auf der Einsicht, dass zwischen Bildungsprozessen und monetärer Kapitalbildung nicht nur ein metaphorischer, sondern ein substanzieller Zusammenhang besteht, auf dieser Einsicht beruht der moderne Begriff vom "Humankapital". Der Sache nach lässt sich diese Begriffsbedeutung nicht zufällig bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen<sup>30</sup> und auch in Goethes Schriften unmittelbar nachweisen. Im hohen

---

<sup>28</sup> Goethe am 6. Dez. 1829 zu Eckermann über *Faust II*. Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hrsg. v. Fritz Bergemann. Frankfurt a. M. / Leipzig 1992, S. 349.

<sup>29</sup> An Seidel, 13. 1. 1787, Weimarer Ausgabe IV, 8, S. 125., vgl. Lauer (wie Anm. 22), S. 292.

<sup>30</sup> Vgl. Timmermann, Dieter: *Bildungsökonomie*, in: Gabler: Wirtschafts-Lexikon. 14. vollst. überarb. u. erw. Auflage. Wiesbaden 1997, Bd. 1, S. 640 ff., insbes. S. 644 ff. "Die Humankapitaltheorie". - Eine besonders eindrucksvolle Reflexion über die auf Seiten eines Autors in Anschlag zu bringenden Investitionen an "beträchtlichem Kapital" und zugleich an "Anstrengung des Geistes (und folglich auch der Lebenskräfte)", "die ihn in den Stand setzten, ein in seiner Art vortreffliches oder doch gutes und brauchbares Werk hervorzubringen", findet sich in Christoph Martin Wielands, zu seinen Lebzeiten ungedruckter Denkschrift *Grundsätze, woraus das merkantile Verhältnis zwischen Schriftsteller und Verleger bestimmt wird*. Abdruck in: Rietzschel, Evi (Hrsg.): Gelehrsamkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe? Dokumente zum Verhältnis von Schriftsteller und Verleger im 18. Jahrhundert in Deutschland. Frankfurt a. M. 1983, S. 185 - 197, hier S. 188.

Alter bringt er gegenüber Eckermann den materiellen Kostenfaktor seines lebenslangen Bildungsprozesses zum Autor am eindeutigsten auf den Punkt:

Man muß [...] Geld genug haben, seine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot, das ich sage, kostet mir eine Börse voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt [als Minister] und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als funfzig Jahren.<sup>31</sup>

Manfred Tietzel hat in seiner Monographie *Literaturökonomik* den Begriff des "literaturspezifischen Humankapitals" geprägt, und zwar mit Blick auf den kostenträchtigen Aufwand an Zeit und Mühe für eine zureichende literarische *Lese*-Kompetenz.<sup>32</sup> Am Beispiel Goethes erscheint es selbstverständlich, den Bedeutungsumfang des "literaturspezifischen Humankapitals" um das eines *Autors* zu erweitern, das natürlicherweise das Humankapital eines intensiven und vielseitigen Lesers mit einschließt, wie Goethe selbst einmal bekannt hat:

Die guten Leute wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, dass ich am Ziele wäre.<sup>33</sup>

Die Anschaffung teurer Bücher und die Lektürezeit sind nicht die einzigen konkreten materiellen Investitionskosten eines Autors wie Goethe. Neben dem Aufbau der eigenen Bibliothek sind in seinem Fall z.B. auch mit zu berücksichtigen die Investitionen für sein Archiv, für seine stetig erweiterten Sammlungen, für seinen Kunstbesitz und für seine private Kanzlei.<sup>34</sup>

Den qualitativen Übergang vom intensiven Lesestadium zur produktiven Autorschaft hat Goethe im Alter als einen bewusst und aktiv verfolgten Selbstbildungsprozess betrachtet, und zwar immer wieder auch nach dem Modell vom zinsbringenden Kapitalbildungsprozess. Im Rückblick auf sein gründliches *Bibel*-Studium während der frühen 1770er Jahre heißt es einmal in *Dichtung und Wahrheit*:

Denn schon damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt [...] Es war nämlich die: bei allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an; [...] Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sei daher eines jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eignen Innern verhalte, und inwiefern durch

---

<sup>31</sup> Zu Eckermann am 13. Februar 1829.

<sup>32</sup> Tietzel, Manfred: *Literaturökonomik*. Tübingen 1995. Kap. 2.2.1: Literatur und Humankapital, S. 12 ff.

<sup>33</sup> Zit. n. Engelsing, Rolf: Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 10, 1970, Sp. 945 - 1002, hier Sp. 950.

<sup>34</sup> Vgl. Bohn (wie Anm. 15), S. 148f.

jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde [...] Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Überzeugung [...] liegt zum Grund meinem sittlichen sowohl als literarischen Lebensbau, und ist als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Kapital anzusehn [...].<sup>35</sup>

Im Sinne einer Steigerung von der intensiven Leser-Rezeption zu einer auktorialen Produktivität, die in der Lebens-Erfahrung selbst gründet, heißt es 1824 ein anderes Mal zur deutschen Literatur:

Ich ließ die deutsche Literatur und das Studium derselben sehr bald hinter mir und wendete mich zum Leben und zur Produktion. So nach und nach vorschreitend, ging ich in meiner natürlichen Entwicklung fort und bildete mich nach und nach zu den Produktionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwicklungsstufen nie viel größer, als was ich auch auf jeder Stufe zu machen imstande war.<sup>36</sup>

Autor-biographisch 'epochemachend' waren vor allem die von Goethe in den letzten drei Lebensjahrzehnten bei Cotta durchgesetzten drei Gesamtausgaben: 1806 - 1810: 13 Bände für ein Honorar von 2500 Rth., umgerechnet 100.000 DM; 1815 - 1819: 20 Bände für ein Honorar von 16.000 Rth., umgerechnet ca. 800.000 DM und 1827 - 1830: 40 Bände für ein Honorar von 60.000 Rth., umgerechnet ca. 3.000.000 DM.<sup>37</sup>

Goethe wurde sich im Alter offenkundig immer deutlicher bewusst, mit seinen literarischen Produktionen und Editionen ein wachsendes geistiges *und* ökonomisches Kapital anzusammeln, das letztlich einen überindividuellen Wert von nationalliterarischem Rang bedeutete. Während der langwierigen Verhandlungen um die "Vollständige Ausgabe letzter Hand" schrieb er 1825 einmal an Sulpiz Boisserée:

Es ist schwer, ja fast unmöglich, in persönlicher Gegenwart mündlich, geschweige abwesend und schriftlich einen Zustand darzustellen, wobei ethische, ökonomische, merkantilische Bezüge, frühere, spätere, verschwundene, fortdauernde Verhältnisse sich mannigfaltig verknüpfen [...] In meinen hohen Jahren allen, aus dem fraglichen Geschäft entspringenden Vorteil meiner Familie überlassend finde ich billig dass sie auch Sorge und Bemühung übernehme, die damit notwendig verknüpft sind. Diese vorliegende Masse literarischer Produktionen verehrte ich meinem Sohn als Kapital; kein Wunder,

---

<sup>35</sup> *Dichtung und Wahrheit* III, 12. Hamburger Ausgabe 9, S. 509f. Vgl. Lauer (wie Anm. 22), S. 278f.

<sup>36</sup> Friedrich Sorets Gespräche mit Goethe in Eckermanns Bearbeitung: 2. Januar 1824. Zitiert nach: Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hrsg. v. Fritz Bergemann. Frankfurt a. M. / Leipzig 1992, S. 504.

<sup>37</sup> Nach Wittmann (wie Anm. 8), S. 167f.

dass er das Resultat meines Lebens höher schätzt als ich von jeher auf meine Produktionen gehalten habe.

Die Teilnahme der Nation, die des Auslandes daran ist auffallend und, bei dem vorwärts bewegten Gang der Kultur, so leicht kein Rückschritt denkbar.<sup>38</sup> [...]

Als im Jahre 1823 der frühere Kontrakt wegen meiner Werke mit Herrn v. Cotta zu Ende gegangen war, bot ich demselben eine neue vollständige Ausgabe ungesäumt an, brachte auch die Angelegenheit in der Folge abermals zur Sprache; da sie jedoch nicht zu fördern schien, so blieb mir nichts übrig, als sowohl selbst, nicht weniger von Freunden geholfen, meinen Arbeiten immer mehr Vollständigkeit und Zusammenhang zu geben, auch von meinem Leben und Wirken mehr aufzuzeichnen, als bisher geschehen. Um nun hierin freieren Geistes zu walten, übergab ich alle technische, ökonomische und merkantile Behandlung meinem Sohne.<sup>39</sup>

Der bildungsbiographische, werkpoetische und merkantile Sinn in der Rede vom "Kapital" seiner "literarischen Produktionen" sind in solchen Reflexionen schlechterdings ununterscheidbar. Um so nachdrücklicher bleibt festzuhalten, dass sich Goethes persönliches emphatisches Bildungs- und Poesie-Konzept mit seinem merkantilen Gewinninteresse nicht über konkretisierbare *marktwirtschaftliche* Kalkulationen im Einzelfall vermittelte, etwa unter Berücksichtigung der Verleger-Investitionen auf der einen Seite und der marktwirtschaftlichen Gewinnerwartungen auf der anderen Seite, sondern ganz entschieden über die Forderung von Pauschal-Honoraren mit ausschließlicher Betonung der Investitionen in das eigene, lebens- und bildungsgeschichtlich angereicherte auktoriale Humankapital.

Bis heute ist die konkrete finanzielle Kalkulation von Humankapital wenig erforscht und entwickelt, besonders in Deutschland, wo Bildung bis in unsere Zeit noch immer als ein "nicht-tarifäres öffentliches Gut" gilt, wie dies einmal der Generalsekretär des DAAD festgestellt hat.<sup>40</sup> Um so bemerkenswerter erscheint der frühzeitige Versuch Goethes, sein eigenes Werk- und Autor-"Kapital" über die bloße ökonomische Metaphorik hinaus auch praktisch umzusetzen, und sich dafür manchen innovativen verwertungsstrategischen Schachzug einfallen gelassen zu haben.<sup>41</sup>

---

<sup>38</sup> An Boisserée am 13. August 1825 [mit Datum vom 19. August]. Goethes Briefe. Bd. IV. Textkrit. durchges. u. mit Anm. vers. v. Karl Robert Mandelkow. München 1976, S. 149f. - Goethes Ausgabe letzter Hand war die erste, die durch die Souveräne sämtlicher deutschen Bundesstaaten einen urheber- bzw. verlagsrechtlichen Schutz gegen unautorisierte Nachdrucke erhielt, womit sie ein exzeptionelles Signal für die nur langsam fortschreitende Verrechtlichung des Buchmarkts bedeutete.

<sup>39</sup> Beilage zu dem in der vorigen Anm. zitierten Brief, a.a.O., S. 150f. Vgl. Kemp, Friedhelm: Schwierigkeiten mit Goethe. In: Buchhandelsgeschichte 2/3, 1979, S. B 129 - B 136, hier S. B 132.

<sup>40</sup> Vgl. Bode, Christian: Das Studium als Ladenhüter. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 224, S. V2/16, 28. September 1999.

<sup>41</sup> Vgl. Tietzel (wie Anm. 19), passim.